

Die hfg hat meinem Leben Form gegeben

Irene Beltzig Bornhausen



Irgendwann war da ein Traum, er ist mir nie entfallen und hat sich dann und wann, wenn es um seine Kernaussagen ging, in Erinnerung gebracht. Auch jetzt wieder drängt er sich in meine Gedanken bei dem Versuch, auf meine vier Jahre hfg ulm von 1960 bis 1964 in der Abteilung Produktgestaltung zurückzublicken.

Worum ging es in diesem Traum? Um Jugend, Erfahrung, Freundschaft, Wissen, Weisheit, Lehren, Enthusiasmus, Erkenntnisse, Lösungsfindung, um Sinn- und Seinsfragen. Vor allem auch ging es um Zeit als Element, in dem wir uns bewegen, um Zeitgewinn oder -verlust.

Hier der Traum kurz umrissen: Ich war jung und wißbegierig unter Jungen und Wißbegierigen. In unseren Kreis kamen fremde Lehrer. Sie versuchten im Gespräch, einige von uns zu überzeugen, mit ihnen zu gehen, um da, wo sie lehrten, Weisheit zu erlangen. Das klang für mich in meinem Traum phantastisch, denn wo in aller Welt wurde Weisheit als Lehre angeboten. Einzige Bedingung war, sieben Jahre dorthin zu gehen, ohne die Möglichkeit, vor dieser Zeit zurückzukehren. Sieben Jahre sind für einen jungen Menschen eine lange Zeit, mir schien das kein Hinderungsgrund zu sein, ich sagte zu.

»Dort« war irgendwo im Süden, unter Sonne, in weißen Gebäuden, mit hellen Menschen, jungen und alten. Mein Traum erfand für mich einen wohlklingenden Namen für diesen Ort: »Antibes«. (Leider eine große Enttäuschung, später im reellen Leben zu entdecken, daß es den Ort Antibes tatsächlich an der französischen Mittelmeerküste gibt. Egal, ich fühlte mich wohl dort in »meinem Antibes«.)

Wir beobachteten, fragten, lernten, zogen Schlüsse, fanden Antworten. Es ging nicht um Details, es ging um Komplexität, an Einzelnes kann ich mich nicht erinnern. Die Jahre vergingen wie im Flug, in Träumen spürt man keine Zeit, es gab am Ende keinen Abschluß. Weisheit war nicht prüfbar, und keiner fragte danach: alles war offen.

Ende des Traums – Rückkehr in meine gewohnte Welt – das Verblüffende daran war, hier war keine Zeit vergangen. Vor sieben Jahren war gestern, gestern war ich fortgegangen, um heute wieder zurück zu sein. Ich fand meine Welt, meine Freunde genauso vor, sie und, noch erstaunlicher, auch ich waren nicht älter geworden an Zeit. Nur war ich sieben Jahre älter an Erleben. Geschenk eines Traumes – Gewinn an Erfahrungen ohne Verlust von Zeit.

Ich kann nicht mehr sagen, ob sich dieser Traum vor, während oder nach meinen Jahren an der hfg ulm ereignete, das tut auch nichts zur Sache. Interessant sind nur die inhaltlichen Parallelen zwischen der Lehre und den Zielen der hfg und meinem Traum, deren ich mir erst vor kurzem bewußt geworden bin.

Die hfg war alles andere als ein Traum. Sie war beinharte Realität, außen wie innen sachlich, logisch, mathematisch strukturiert und diszipliniert, in ihren Räumlichkeiten wie in ihrer Lehre für Tagträumer absolut ungeeignet. Doch sie hatte etwas nicht Faßbares, Abgehobenes, über den Dingen Schwebendes. Zumindest erschien sie uns Neuankömmlingen in diesem Licht. Unser Eindruck entstand nicht nur aus ihrer Lage hoch auf dem Ulmer Kuhberg, ihrer Silhouette gegen einen weiten Himmel, ihrer Isoliertheit zur übrigen Stadt. Es war ihre Einzigartigkeit als Lehrstätte im Vergleich zu damaligen anderen Gestaltungshochschulen, sie hatte nach nur fünf Jahren Existenz schon einen besonderen Ruf im In- und Ausland, und es war ihre interessante Entstehungsgeschichte.

Eine Art Fata Morgana der Science Fiction! Wie man heute weiß, war dieser Vergleich gar nicht so weit hergeholt. Eine Fata Morgana, die fünfzehn Jahre lang real existierte, eine gelebte Utopie für einen gewissen Zeitraum, um sich am Ende in Nichts aufzulösen und schließlich in einen Mythos zu verwandeln, der bis heute Gestalt hat. Als noch lebender Beweis dieser gelebten Utopie ist es mir ein Vergnügen, Zeugnis abzulegen über meine vier Studienjahre von 1960 bis 1964 an der hfg ulm.

Ich kam im Herbst 1960 zur hfg mit dem Wunsch, sie nach vier Jahren als diplomierte Produktgestalterin zu verlassen, und dem großen Fragezeichen, ob es mir gelingen würde. Mit meiner fundierten kunsthandwerklichen Ausbildung als Keramikerin hatte ich nicht wirklich das notwendige Rüstzeug, um an einer Hochschule mit solch hehren Zielen, wie die hfg sie propagierte, zu studieren. Aber ich hatte die Neugier auf die Welt, den Hunger nach Weiterbildung und eine Portion Mut, wie alle Jugendlichen, die aufbrechen, ihren Weg zu finden. Und ich hatte die erste Klippe, an der hfg ulm überhaupt aufgenommen zu werden, schon überwunden.

Was hatte mich bewogen, auf diese Schule zu gehen? Zum einen wollte ich mich in der Gestaltung von Produkten weiterbilden, weg von der kunsthandwerklichen Kleinserie hin zum Serienprodukt der Industrie. Die hfg ulm hatte, wie mir schien, genau das richtige Lehrprogramm in dieser Richtung. Ihr guter Ruf war unüberhörbar.

Ich informierte mich vor Ort und unterlag ihrem Erscheinungsbild und ihrem Ausbildungsangebot auf den ersten Blick. Allein dieser unterkühlte, fast grafische Eindruck der von Max Bill kreierten Schulgebäude und dazu der Inhalt, noch unterkühlter und puristischer, faszinierten mich. In der Kargheit der Innenausstattung, zwischen Sichtbeton, Glas und Stahl, konnte Neues entstehen, neues Denken, neue Ziele, neue Produkte, vielleicht auch eine neue Gesellschaft. Das Andersartige dieser Institution und der Gedanke, tatsächlich an einer Verbesserung der Zukunft mitzugestalten, übte einen ungeheuren Reiz auf mich aus. Gerade auch die Aussicht, an Produktgestaltung methodisch-wissenschaftlich heranzugehen, was immer das auch bedeuten mochte, denn wir hatten ja anfänglich keine Ahnung, was da auf uns zukam.

Woher kamen wir? Aus einer Fünfziger-Jahre-Kindheit – wir wuchsen auf zwischen Vorkriegsära- und Wirtschaftswunderprodukten. Nichts wirklich Neues, weder in den Köpfen, in denen die Moral der vergangenen Altlasten noch zurechtgebogen wurde, noch auf den Märkten, die Produkte entsprachen der Ideologie der Köpfe. Wir waren die Jugend der 60er, wollten verändern, Neues, uns Adäquates, und das bedeutete: in Frage stellen, umkrempeln, Aktivitäten entwickeln. Es gab kein »Nicht möglich!« Und genau da hinein paßte die hfg ulm. War das nicht Anreiz genug?

Wir Startenden des hfg Ausbildungsjahrgangs 1960/61 hatten einen großen Vorteil (von heute aus gesehen), im Mittelteil der hfg-Geschichte zu beginnen. Was wir zu diesem Zeitpunkt nicht wissen konnten, aber später von den Vorgängern und Nachfolgern erfahren, war, daß sowohl in der Aufbau- wie in der Endphase der hfg einige Turbulenzen, Umbrüche, Neuorientierungen von den Studenten zu bewältigen waren. Wir 60/61er kamen sozusagen ins gemachte Bett mit glattgezogenen Laken.

Es war die Nach-Bill-Ära. Das Ausscheiden von Max Bill, Mitbegründer und erstem Rektor der hfg, war für uns nicht mehr relevant, es gab keine Billisten und Antibillisten mehr, uns erwartete fundierter Schulbetrieb unter einem Rektorskollegium. Die Ausbildung tendierte verstärkt in die wissenschaftlich-technisch-praktische Richtung, den künstlerischen Aspekt als Teil des Gesamtkonzepts einbeziehend. Der Umschwung zur Verwissenschaftlichung des Designprozesses war Thema der Auseinandersetzungen zwischen Max Bill und den anderen Dozenten gewesen und hatte schließlich seinen Weggang bewirkt.

Die hfg hatte also die ersten Stürme überstanden und sich konsolidiert. Wir wurden gründlich in wissenschaftliche Methodik eingeführt, lernten es nicht anders, haben uns aber im Laufe der Ausbildung bei dem Spagat zwischen wissenschaftlichem und künstlerisch-kreativem Anspruch öfters



Grundlehre 60/61 – einer von uns, Bill Linder aus South Carolina, hoch motiviert am Zeichenbrett

ganz schön verrenken müssen. Dieses Ausbalancieren während des Studiums hat uns später im Beruf genügend Rüstzeug und Selbstbewußtsein gegeben, der harten Realität der Wirtschaft wirksam zu begegnen.

Die drei Persönlichkeiten unseres Rektoratskollegiums, Gert Kalow (Publizist und Schriftsteller), Horst Rittel (Mathematiker und Physiker), Friedrich Vordemberge-Gildewart (Maler und Typograph, Mitbegründer der Kunstrichtung »de Stijl«) waren allein schon Koryphäen in ihrem Fachgebiet. Sie und viele andere Fest- und Gastdozenten mit ebensolchem Charisma, aus dem In- und Ausland berufen, haben unsere ersten Schritte an der hfg dirigiert und begleitet. Sie haben uns in diesen vier Jahren Ausbildung mit Enthusiasmus und persönlichem Engagement ihr Wissen vermittelt. Zumindest haben wir das damals so empfunden, so daß es uns heute noch beeindruckt.

Und noch ein Phänomen der hfg hat mich zuerst verunsichert und dann begeistert. Die Lehrenden waren auch Lernende. Dieses Miteinander von Studierenden und Dozenten, dieses gegenseitige Forschen und Finden, dieses wechselseitige Erfragen und Beantworten war in jener Zeit, verglichen mit anderen Schulbetrieben, einmalig. Wir fühlten uns nicht als Probanden eines Experiments sondern als gleichwichtige Teilnehmer an Lösungsfindungen bestimmter Aufgaben. Wir waren in einen Entwicklungsprozess positiv eingebunden und hatten Spaß daran.

Außerdem hatten wir das Glück, noch eine gemeinsame Grundlehre erleben zu dürfen. Es war die letzte in der Geschichte der hfg, denn schon für den nächsten Studienjahrgang 61/62 war die Grundlehre einer Kurskorrektur zum Opfer gefallen. Sie wurden sofort in ihren spezifischen Ausbildungsbereich eingegliedert, Produktgestaltung, Bauen, Visuelle Kommunikation, Information.

Nie mehr danach oder an irgendeiner anderen Ausbildungsstätte hat es nochmal eine Grundlehre dieser Art gegeben. Sie war ein Relikt des berühmten Bauhauses Weimar-Dessau-Berlin, das die hfg in ihrer Gründungsphase übernahm. Sie war in der Tat ein sehr wirkungsvolles Relikt. Sie war für uns ein Pool an Gemeinschaftlichkeit, in dem wir gemeinsam paddelten und ohne Aufmunterung Teamgeist entwickelten.

Wir waren ein bunter Haufen, international besetzt, Schweden, Italiener, Engländer, Amerikaner, Österreicher, Schweizer etc. und natürlich Deutsche. 1960 waren 150 Studenten an der hfg, 40% davon Ausländer und 12% weiblich. Eine Mixtur verschiedenster Nationalitäten, ein Schmelztigel der Nationen, das paßte für New York, aber für »Klein« Ulm war es ein Wagnis.

Das Faszinierende daran war, wir fühlten uns alle gleichberechtigt. Unerheblich ob männlich, weiblich, ausländisch, jeder hatte das gleiche Lernprogramm. Es gab keine Frauenquoten oder Privilegierte, weil männlich. Der Unterricht fand in deutsch oder englisch statt, egal ob man beide oder nur eine Sprache beherrschte. Der Unterricht basierte auf demokratischen Grundprinzipien ohne Einschränkungen und Ausnahmen.

Der sich bildende Teamgeist tat uns gut – »einer für alle, alle für einen« – nicht nur Teamfähigkeit als hfg-Lernziel für spätere Berufspraxis in der Industrie sondern auch in direkter Anwendung, um z. B. den Grundlehre-Stundenplan zu bewältigen. Er war gespickt mit vielen unbekanntem Kürzeln, hinter denen sich ein ganzes Programm neuer Terminologien, praktischer Kurse und Intensiv-Seminare verbargen, die wir erst verstehen lernen mußten, um sie zu verinnerlichen und dann zu benutzen.

Wenn ich mein Testatbuch von damals betrachte, die Fächer, die wir allein in der Grundlehre durchliefen, erscheint es mir immer noch als ein außergewöhnliches Studienprogramm, mit außergewöhnlichen Lehrkräften an einem außergewöhnlichen Ort:

FO/TH, PHYS, SOZ, DEM, STR, PSY, FA, SPR, TPH, TZ, MOD, AA, DAGEO, KUL20, PS.

Das bedeutete: Fototheorie, Physiologie, Soziologie, Demographie, Strukturtheorie, Psychologie, Farblehre, Sprache, Technische Physik, Technisches Zeichnen, Modellbau, Abteilungsarbeit, Darstellende Geometrie, Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Political Science.

Im 2. Studienjahr folgten ergänzend und mehr fachbezogen (in unserem Falle das Fach »Produktgestaltung«):

KM, DS, G/ID, MOA, HAT, WT, KL, WK, FEL.

Das bedeutete: Kommunikationsmittel, Design Seminar, Geschichte des Industrial Design, Mathematische Operationsanalyse, Haustechnik, Wissenschaftstheorie, Konstruktionslehre, Werkstoffkunde, Fertigungslehre.

Die Organisation der Schule war straff geführt. Die Büro-Exekutive lag in den Händen der mit herbem Charme ausgestatteten Frau Rösner. Bei ihr und den schulorganisatorischen Fragen wagte kaum einer zu widersprechen. Ganz im Gegensatz zur Atmosphäre während der Vorlesungen und Seminare, bei denen Fragen und Antworten wichtiger Teil des Unterrichts waren.

Einen abgehobenen »Lehrkörper« im alten Sinne gab es nicht. Jeder einzelne der Dozenten, Gastdozenten, Werkmeister strahlte Persönlichkeit aus und Kompetenz, fast alle

mit einer interessanten vita im Hintergrund. Um nur einige zu beschreiben:

Wo sonst gab es so einen jugendlich mitreißenden Mathematiker wie einen Horst Rittel, der mit Witz und in schönstem Berliner Jargon uns nicht nur mathematisches Wissen vermittelte, sondern plastisch nahebrachte. Er verlebendigte trockenen Stoff wie Mathematische Operationsanalyse oder Strukturtheorie, so daß wir sie im Designprozeß anzuwenden wußten. Er brachte uns mit Stricknadeln und mit Locher gestanzten Spielkarten die Grundlagen für das Dualsystem bei. Ich besitze dieses durchlöchernte Kartenspiel heute noch als eine Art Antiquität und Basiserinnerung für unsere gegenwärtige ja-nein-computerisierte Welt. Rittel brachte es sogar fertig, uns für zusätzliche freiwillige Abendkurse in höherer Mathematik zu begeistern.

Oder: ein Hans Gugelot, ein Ruhe ausstrahlender, motivierender Designpraktiker, der uns so viel aus seiner Praxis lehren konnte und mich bis zu meinem Diplom als Hauptreferent begleitete. Er hinterließ für uns alle und in der Designwelt eine große Lücke durch seinen frühen Tod 1965. Interessant, daß seine sonore Stimme nach vierzig Jahren immer noch in meinem Ohr ist und der berühmte ulm-hocker, entworfen von Bill und Gugelot, noch immer Bestandteil meines Mobiliars.

Oder: ein Bruce Archer, der uns mit seinem unterkühlten englischen Humor in einer Grundlehrearbeit systematisch-methodisches Vorgehen beim Entwurf einer simplen Erkennungsmarke für eine fingierte Designertagung näherbrachte. Wenn er uns dann als Wissenschaftler mit Faktoren, Konstraktionen, Hypothesen bombardierte, waren wir froh, am Schluß nach all der Theorie eine reale Plakette entworfen zu haben, ein Ding, ein Produkt zum Anfassen. Wir waren einer Methode gefolgt, aus der sich ein Ergebnis entfaltete, das technologisch konzipiert und realisierbar war, ein Hauptanliegen der hfg-Ausbildung.

Oder: ein Friedrich Vordemberge-Gildewart, Maler der »Konkreten Kunst« mit Sendungsbewußtsein, der uns Kunst- und Kulturgeschichte des 20. lehrte lehrte. Privat lud er uns in kleinen Gruppen in sein Wohnatelier ein, um seine international geachteten Werke kennenzulernen, mit ihm Tee zu trinken und über zeitgenössische Kunst, insbesondere »Vordemberge-Gildewarts«, zu diskutieren.

Oder: ein Harry Pross, Journalist, Publizist, Sozialwissenschaftler und Chefredakteur bei Radio Bremen, bei dessen Gastvorlesungen über Soziologie und Politische Wissenschaften die Aula gerammelt voll war, weil das Was und das Wie er es brachte, großartig und provokativ zugleich war. Er forderte Humanität, Integrität und politische Moral und wurde dafür von den einen als linker Verführer und von den anderen als Scheißliberaler beschimpft. Uns hfg-lern sprach er aus Leib und Seele.

Oder: ein Mervyn William Perrine, Psychologe aus USA, der uns mit seinen wahrnehmungspsychologischen Versuchen und Modellen verblüffte, die er uns in seinem Institut für optische Wahrnehmung vorführte.

Oder: ein Wolfgang Siol, Fotografenmeister mit absolutem Gespür für Klarheit und Ästhetik der Bildaussage. Wir lernten bei ihm Produktfotografie von der Pike auf. Wir lernten sehen – Gestalt, Licht, Kontraste, Details, Variationen, Kompositionen, Reflexionen. Gute Produktfotos sind noch heute ein wichtiges Überzeugungsmittel für den Designer in der Praxis.

Oder: ein Gert Kalow, der uns als Publizist und Schriftsteller nicht nur Zeitungswissenschaften lehrte, sondern auch unser Sprachbewußtsein weckte. Die Gestaltung der Sprache als Medium, den Menschen das Erkennen und den Umgang mit den Produkten ihrer Umwelt zu erleichtern. Wenn er uns von Redundanz und Informationsüberfrachtung sprach und uns die Vielfalt unserer Sprache vor Augen führte, waren das aha-Erlebnisse. Einer von uns Studenten, ein Sprachästhet, trug mir seine dada-Gedichte im weißen Anzug auf grüner Kuhbergwiese sitzend vor. Sein Skript: ein weißes Blatt, grafisch mit Hilfe von Buchstaben gestaltet, hauptsächlich Konsonanten, ab und zu auch ein Vokal und sehr selten ein ganzes Wort. Sicherlich ein ästhetischer Moment und sicherlich eine sehr eigene Interpretation von Sprachgestaltung.

Welche Design-Ausbildungsstätte außer der hfg ulm in den fernen 60ern hat es fertiggebracht, eine solch illustre Gruppe von internationalen Persönlichkeiten als Lehrende zusammenzutrommeln, um Studenten mit den verschiedensten Vorbildungen in wissenschaftlich-technologischen Disziplinen zu unterweisen, mit der Herausforderung, eine menschengerechtere Umwelt zu entwerfen? Ich kannte und kenne auch heute keine – und das ist für mich das eigentliche Faszinosum der hfg.

Ein Wort zur Kreativität! Sie war auch in Ulm die von jedem Studenten individuell eingebrachte Basis für jegliches Tun und zog sich wie ein roter Faden durch jeden Entwurfsprozess. Wissenschaftliches Vorgehen war nur möglich in Verbindung mit Kreativität, um zu Lösungen zu gelangen. Sind Kreative Künstler? Ich behaupte, nur in Einzelfällen, aber immer sind Kreative Lebenskünstler, weil sie lernen, für jedes Problem eine Lösung zu finden.

Die hfg hat es verstanden, uns klar zu machen, daß wir Designer im Designprozeß zwar Individuen sind, aber uns mit anderen Individuen in ein Team einbringen, um gemeinsam zu einer bestmöglichen Lösung zu kommen.



Der Geist der hfg ulm lebte für mich auch in ihrer Architektur, in ihren Räumlichkeiten. Die Gebäude thronten nicht auf dem Kuhberg, sie fügten sich ein. Sie erkletterten die Hügelflächen, um sich talwärts wieder mit ihnen abzusenken. Der Gesamteindruck war grafisch, klar strukturiert. Die verwendeten Baumaterialien Glas, Metall, Holz, Sichtbeton schienen sich gegenseitig leicht und luftig in Balance zu halten. Die Schule hatte mit ihrer großzügigen Anlage ein einnehmendes Wesen. Landschaft – Lehre – Lebensraum durchdrangen sich, ließen einander zu.

Der wohl wandlungsfähigste Raum war, je nach Bedarf, die Mensa/Aula/Vorlesungs-/Versammlungs-/Festivitätenraum, erweitert durch die umrahmende weitläufige Terrasse. Die niedere Terrassenbrüstung mit dem unendlich erscheinenden Weitblick ins Donautal bis zum dunstigen Horizont wurde für die meisten von uns sehr bald zum Lieblingsplatz, wo wir entspannten und unser Geist anfangen konnte, zu fliegen, wenn er wollte.

Die Mensa oder Aula hatte ihre eigene Qualität, sie war für alle und alles da. Ein Treffpunkt für Dozenten und Studenten an der Cafébar, Geselligkeit während der gemeinsamen Mahlzeiten. Szenenwechsel zum Unterrichtsraum mit Eiermann-Klappstühlen oder Ulm-Hockern, die sich jeder selber griff, wenn es hieß: Studentenversammlung, Seminar, Vor-

lesung für alle. Filmvorführungen, Theaterevents, sportliche Aktivitäten, Feste aller Art, es gab immer einen willkommenen Anlaß, hier zusammenzutreffen.

Sie war Schauplatz unserer Studentenselbstverwaltung, wir waren die erste Hochschule, die eine solche hatte und haben diesen Freiraum genutzt für Diskussionen, Einflußnahme auf den Lehrbetrieb, Kritik bis zum Streik. 1961 kam die erste Ausgabe unserer Studentenzeitschrift »output« heraus, mit der wir uns identifizierten und darstellten. Bei großen Ereignissen, wie z. B. dem Besuch von Andy Warhol mit seinem Filmteam, der seinen Film über die Geburt eines Kindes vorführte (erstmalig in der Filmgeschichte so dokumentiert), war die Aula bis auf den letzten Platz besetzt, denn Warhols Ruf eilte ihm auch in den 60ern schon voraus.

Bei schönem Wetter wurde der Unterricht ab und zu nach draußen auf die Terrasse verlegt. Es bildeten sich Grüppchen; die einen hörten, die anderen diskutierten, die einen skizzierten, die anderen sinnierten, Lehrende und Lernende gemeinsam und auf einen Blick nicht wirklich unterscheidbar.

Die Mensa der hfg war ein Ort der Gemeinsamkeiten, des sozialen Lebens: der Kulminationspunkt der Schule, an deren dort mitgelebte Ereignisse ich mich gerne erinnere. Zu denen auch traurige und weltpolitisch verändernde gehörten. Sie war ein wandelbarer Raum mit Zeiten der Stille, der Aufmerksamkeit, des Trubels und Jubels.

Der Gebäudekomplex der Grundlehre wirkte wie ein wichtiger Grundbaustein, um den herum sich die Lehrgebäude entwickelten. Die angegliederten Werkstätten, Institute, Dozenten- und Studentenateliers lagen wie Kiesel in den Hängen, nur dass sie eckig waren. Die Studentenwohntürme verbargen sich geschickt hinter Baumgruppen, um nicht dominant zu sein.

Das Gemeinschaftsgefühl von uns Grundlehrestudenten bildete sich nach kürzester Zeit. Da die meisten noch keine Chance hatten, ein Zimmer im Wohnturm oder im Atelier zu beziehen – die waren den älteren Jahrgängen vorbehalten – kamen wir täglich aus allen Ecken Ulms mit der Straßenbahn bis zur Endhaltestelle und dann zu Fuß den Kuhberg hinauf. Die wenigen, die damals ein Auto besaßen, nahmen die Fußgänger selbstverständlich zur Schule mit. Trotz Wohnens in der Stadt verbrachten wir den größten Teil des Tages gemeinsam an der hfg, sie war der Mittelpunkt unseres Lebens. Wir lernten, aßen und feierten zusammen. Auch in unserer Freizeit gingen wir oft gemeinsam auf Tour, erkundeten die Stadt und die Umgebung, picknickten im Grünen oder schwammen im Blautopf.

Die Ulmer selbst sahen die hfg-ler mit Skepsis. Damals hieß es: »Die da auf ihrem Berg – wie im Kloster!«, heute würden sie vielleicht sagen: »Wie Harry Potter und die Zauberschüler in Hogward!« Wir nahmen diese Ausgrenzung

relativ gelassen, da wir uns als normal empfanden. Wir trafen uns in unserem Lieblingscafé unterhalb des Ulmer Münsters, kauften die für den Unterricht notwendigen Zeichenutensilien im Fachgeschäft Berger oder trödelten durch die Gassen im Fischerviertel. Das Ulmer Stadttheater war in den 60ern ein Vorreiter in Sachen »happenings«, die hfg-ler mischten mit. Wir besuchten dramatische Lesungen des Schauspielers Klaus Kinski in der Donauhalle oder teilten uns tellergroße Pizzen der ersten italienischen Pizzalokale in Ulm. Der Zusammenhalt ergab sich nicht nur wegen des gemeinsamen Unterrichts oder weil wir da oben auf dem Berg so isoliert von den Stadtbewohnern und aufeinander angewiesen waren, sondern weil uns gemeinsame Interessen verbanden.

Die drei Studienjahre in der Abteilung Produktgestaltung, die der Grundlehre folgten, verliefen mit Höhen und Tiefen je nach AA = Abteilungsarbeiten und den Anforderungen der ausnahmslos interessanten Dozenten. Dazu einige Beispiele:

Gugelot wollte von uns Alternativen zum Milchcontainer-Tetraeder, die ergonomisch optimale Form, stapelbar, aus Kunststoff und bitte 1:1-Modelle. Mit der weiter zu entwerfenden Parkuhr wurden wir in die Stadt geschickt, um an Hand unserer Pappmodelle zu prüfen, wie sich die Parkuhren ins Ambiente einfügen und bei Passanten ankommen.

Maldonado und Bonetto, die uns die Aufgabe stellten, Feuerlöscher und Faltkinderwagen zu designen, ließen uns vor Ort in der Stadt recherchieren, Interviews mit Kinderwagen schiebenden Muttis führen, imaginäre Feuer löschen. Wir sammelten Infos, erstellten Analysen, sammelten Fakten, um sie in den kreativen Prozess einzugliedern und zu einer akzeptablen Lösung zu kommen und im Modell zu präsentieren.

Die Modellbauwerkstätten Gips, Holz, Metall, Kunststoff wurden von fachlich kompetenten Werkmeistern geführt. Sie lehrten uns die Bearbeitungsmöglichkeiten der Werkstoffe und unterstützten uns bei der Modellarbeit. Die Werkstätten an der hfg waren der einzige Ort, wo ich als weibliche Studentin ab und zu einen schrägen Blick bekam, der zu sagen schien: »Mal sehen, kann die das?« – was dann zu beweisen war. An sonstige emanzipatorische Extra-Anstrengungen oder Beweisführungen in der hfg-Zeit kann ich mich nicht erinnern.



Klappkinderwagen – meine Darlegung, Wotzkas Humor, Bonettos Kritik

Mein Rückblick auf die Jahre an der hfg fällt nicht ohne Kritik aus, doch sie ist klein angesichts der enormen Vorzüge, die mir diese Ausbildung gebracht hat. Es gab an der hfg immer wieder große und kleinere Krisen, innenpolitische und außenpolitische, an deren Höhepunkt schließlich die hfg 1968 scheitern mußte. Doch das geschah nach unserer Zeit. Bei uns gab es Unzufriedenheiten mit Lehrplanwechsel, Dozentenwechsel, Fachbereichseinschränkungen, Einmischung der Institute, Querelen in der Dozentschaft – das Übliche an Hochschulen – von den Studenten kommentiert, da wir uns mit der Schule identifizierten. Die heraufziehende Gefahr für die weitere Existenz der hfg war 1963/64, unserem letzten Ausbildungsjahr, zwar schon spürbar, aber noch nicht bedrohlich.

Die Kritik, die immer wieder auch in den späteren Berufsjahren von außen kam, daß die hfg-Ausbildung viel zu theoretisch, zu verkopft gewesen sei, stimmte, hat sich für uns aber nicht als negativ herausgestellt. Dementsprechend sind unsere Berufswege in andere Richtungen verlaufen. Ein Blick auf die Lebenswege der hfg-Absolventen zeigt, dass viele von uns tatsächlich in theoretischen Bereichen gearbeitet haben und noch arbeiten, Öffentlichkeitsarbeit, Lehrtätigkeit, Designberatung etc.

Das gleiche gilt auch für mich. Mein erster Job nach dem Diplom war, Produkte auf ihren Designgehalt = Verbrauchertauglichkeit zu testen beim damals ersten Testinstitut für Verbrauchsgüter. Die Testergebnisse wurden in der ersten Verbraucherzeitschrift der Bundesrepublik, »DM«, des A. Schweizer Verlags, Stuttgart, publiziert. Danach habe ich, innerhalb der Designabteilung der Siemens AG, München, den Bereich Designinformation und -dokumentation aufgebaut, heute PR-Arbeit. Später freiberuflich Kinderbücher entworfen und als Designjournalistin für verschiedene Magazine geschrieben und fotografiert.

Meine hfg-Zeit liegt vierzig Jahre zurück. Erst jetzt, durch hfg-Revivals, Medienberichte, Bücher, Ausstellungen, aber vor allem durch Reaktionen junger Designstudenten, anderer Designer oder Designinteressierter wurde mir bewußt gemacht, was für ein Privileg es war, eine Ausbildung an der hfg ulm genossen zu haben, noch dazu als Frau, und dann noch mit Diplom! Und was für ein hohes Ansehen diese Schule bei anderen Designschulen damals schon hatte.

Zuerst hat mich diese Ehrfurcht eher verblüfft, dann nachdenklich gemacht, dann erfreut. Verblüfft deshalb, weil es mir in der hfg-Zeit als etwas völlig Normales erschien, dort zu sein. Es gab kein elitäres Gefühl oder Ansprüche, die ich daraus ableitete. Natürlich hat uns die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, die Anerkennung oder Bewunderung und später der Kultstatus, den die hfg und die hfg-ler erhielten,

auch oder gerade nachdem es die Schule längst nicht mehr gab, mit gewissem Stolz erfüllt.

Zum Beispiel erfand das von uns damals als Designausbildungsmekka bewunderte »Royal College of Art« in London den Ausdruck: »to ulm it up«! Was soviel bedeutete wie: »Dem entworfenen Produkt den letzten Schliff geben.« Da wir aber nicht ausgebildet wurden, um Design-Stars zu werden oder unser künstlerisches Ego zu präsentieren, haben uns diese und spätere Huldigungen auch nicht unbedingt geschadet.

Das neu erwachte Interesse und die Nachfrage zur hfg ulm waren mir Anlaß genug, zu reflektieren, was mir die hfg persönlich bedeutet und wie sie mich geprägt hat.

Für mich war die hfg ulm ein Lebensentwurf. Sie hat mich gelehrt, Produkte zu gestalten, aber sie hat auch meinem Leben Form gegeben. Ich möchte diese Jahre in meiner vita nicht missen. Sie waren und sind mir weiterhin lebendige Inspiration. Ich bin mir dessen bewußt und weiß es zu schätzen.

In ihrer Zeit hatte die hfg Charisma und bis heute Präsenz in den Köpfen, auch wenn sie schon lange nicht mehr existiert. Die Gebäude auf dem Kuhberg in Ulm existieren noch, der Eindruck ist ein total anderer. Der gesamte Komplex ist in Grün eingesunken. Es scheint, als habe die Natur sie sich wieder einverleibt. Die hfg schläft ihren Dornröschenschlaf. Wenn man sie wachküßte, wäre sie heute genauso ihrer Zeit voraus wie damals. Sie war ein zeitloses Experiment, die Utopie einer Hochschule für soziale Kompetenz, denn das war der eigentliche Kern unseres Studiums.